Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 11

Artikel: Der Mondstrahl [Fortsetzung]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634197

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mondstrahl.

Erzählung von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Am Nachmittag saßen sie hinter dem Hause im Schatten auf dem entrindeten Stamm einer großen Tanne. Der schwere, verwilderte Brosi in Hemdärmeln, Plazida in einem weißen Waschkleid, das sie dem schönen, warmen Sonntag zulieb angelegt hatte. Das Kleid war kurz und reichte nur bis an die Schäfte ihrer Schuhe. Wie sie so saß, war das hagere Bein im weißen Strumpf sichtbar. Das dünne Haar fiel ihr offen auf die Schultern und war so gelb und glänzend wie Bernstein. In der Sonne sah es sich wunderbar an. Das Gesicht aber hatte den leisen, verborgenen Hauch von Rot, den manche weißen Rosen haben, und war edel geschnitten, obwohl es nur lieblich war, weil es jung war.

„Also weiße Alpenrosen weißt du?" fragte Plazida im Gespräch, in welchem sie eben begriffen waren.

„Ja. Ende nächsten Monats blühen sie. Ich will dich schon einmal hinführen." Als er das gesagt hatte, verbesserte er sich gleich: „Aber nein, es ist ein steiler, schlechter Weg, und du hast nicht den Atem dazu."

„Vielleicht könnte ich doch," meinte sie; aber er widersprach ihr heftig: „Nein, nein, du bist schon sonst zum Umblasen."

Seine Augen hafteten auf ihr. Sie taten das immer, heimlich, so daß sie es nicht merken sollte, aber den ganzen Tag, sobald Brosi ihr irgendwie nahe kam. Sie aber achtete es wohl, und manchmal ärgerte es sie ein wenig oder belästigte sie, und wiederum manchmal wunderte sie sich darüber und schaute ihn dann ebenfalls nachdenklich an. Aus der Tatsache, daß sie nicht recht klug aus ihm wurde, entsprang auch die Frage, welche sie jetzt stellte.

„Warum gehst du eigentlich nicht mehr ins Wirtshaus?"

Er gab keine Antwort, bog nur den Büffelrücken, bis sein Bart die Knie streifte, und spielte mit ein paar Rindenstückchen, die am Boden lagen.

Eine Weile blieb es still. Dann fragte Plazida undedacht, neugierig und schonungslos, wie ein Kind tut, weiter: „Du bist sonst oft betrunken gewesen?"

Er knurrte.

„Sie fürchten dich auch im Dorf, gelt? Weil du schlägst, schwer schlägst, wenn sie dich reizen?"

Er schaute noch immer nicht auf und ließ das Spiel nicht, aber er gab ihr eine Antwort, die gleichsam der Bescheid auf alle, nicht nur auf eine ihrer Fragen war. Sie kam dumpf aus ihm heraus, wie wenn jedes Wort in ihm festgewachsen wäre und er es erst losreißen müßte: „Wenn sie dich dein Leben lang nur foppen würden, dir kein gescheites Wort gönnten, wärest du auch anders, als du bist."

Plazida, so jung sie war, konnte im Augenblick nicht weiterreden. Sie ahnte etwas von einem Schicksal, so — so jung sie war.

Nachher wallte ihr Blut, daß es sie warm überströmte. Sie legte eine Hand auf Brosis Rücken.

„Eigentlich bist du ganz recht," sagte sie, „ganz anders, als sie dich geschildert haben."

Er hörte nicht auf sie. Ihre sanfte Berührung jagte ein Rieseln durch seinen Körper, und das verwirrte ihn so, daß er ihre Worte überhörte. Aber er saß ganz still, als dürfte er sich nicht rühren, damit nur ja ihre Hand, die sich auf seinen Rücken stützte, die Stelle nicht verlasse. Als sie sie dann doch hinwegnahm, war sein Gesicht heiß, und er konnte sie nicht mehr ansehen.

Bald darauf rief ihre Mutter nach ihr, und sie ging ins Haus.

Er saß lange noch auf dem Baumstamm. Vielleicht dachte er nichts, saß nur lässig und schlaff. Aber er fühlte noch immer, wo ihre Hand seine Schulter berührt hatte.

Von diesem Tag an war nicht nur er selber noch immer in einer Art Bann, den das Kind Plazida auf ihn gelegt, sondern auch diese ihrerseits wurde von ihm, der ihr bei aller Gelegenheit mit einer sklavenhaften Bereitwilligkeit diente, angezogen. Nicht, daß sie sich dabei irgend etwas dachte. Sie hatte eben keine andre Gesellschaft, und dann weckte manches an ihm ihre Neugier. Zuweilen lief sie bloß hinter ihm her, um zu sehen, wie er sich jetzt wieder benehmen würde.

Einmal lud er sie ein, mit in den Wald zu kommen, wo er Holz zu schlagen hatte.

Sie wollte wissen, ob es weit hin sei. „Mir ist manchmal so eng und angst," sagte sie und preßte die Hand aufs Herz, wie er sie oftmals tun sah. „Ich meine, daß es hier oben zu hoch für mich ist, daß ich die Luft nicht ertrage."

Sie erzählte dann, daß die Mutter in der nächsten Zeit einmal mit ihr zum Arzt wolle.

Er machte große, eifersüchtige und mißtrauische Augen, konnte, ohne es zu wissen, den Gedanken nicht leiden, daß sie einen Tag mit der Mutter fortgehe. Und allerlei Verdacht und Qual stieg in ihm auf: Was? War sie krank, die Plazida? Und konnte am Ende gar nicht hierbleiben? Aus einem dunkeln Trieb heraus beschwichtigte er sie, sie solle sich nicht ängstigen, des bißchen Schwindels und Beengung halber, das gebe sich schon nach und nach. Und zum Arzt solle sie lieber nicht gehen; die machten aus einer Mücke gleich einen Elefanten und wüßten im Grunde doch nichts. Nach dem Meyenwalde sei es übrigens nicht weit, und die Kühle und der Tannenduft würden ihr nur gut tun.

Da ging sie hinauf und verständigte die Mutter.

Als sie wiederkam, trug er die Axt über der Schulter, hatte Rock und Weste abgelegt und stand so, nur in vom Gürtel gehaltener Hose und farbigem Hemd, die nackten Füße in Holzsandalen. Vielleicht hatte sie ihn nie so aufrecht stehen sehen. Sie wunderte sich, wie stark und hoch er gewachsen war, und der Bart stand ihm gut, trotz der Verwildertheit. Die Kupferfarbe des Gesichtes paßte zu der Stämmigkeit der Glieder.

Sie schritten über die Wiesen nach der Meyenreuß hinab. Der Tag war heiß. Ueber den Susten aus dem Bernbiet herüber zogen mächtige weiße, durchleuchtete Wolken. Der Wind warf und wälzte sie hinter die Felsen des Sustenhorns hinunter, wie Buben riesige Schneekugeln wälzen.

Die beiden überquerten den Wildbach auf schmalem hohem

Steg. Brosi ging voran, und von seinen schweren Tritten zitterten die Bretter, sodaß Plazida wie auf Federn ging.

Jenseits des Steges wurde der Weg steil.

„Geh voran," sagte Brosi in seiner dumpfen, sparsamen, verkniffenen Art. „Du kannst uns den Schritt angeben."

Sie gehorchte und er stieg hinter ihr her und nahm die Blicke nicht mehr von ihrer schmächtigen Gestalt. Sie mußte aber bald stillstehen und Atem schöpfen; dabei rann ihr ein leiser Blutstrom sichtbar vom Halse in die Wangen.

„Macht es dir so Mühe?" fragte er, und sie konnte vor Anstrengung nicht sprechen und nickte nur, daß ihr gelbes, glänzendes Haar sich bauschte. Er tröstete sie, daß sie bald an Ort und Stelle wären, und nachdem Plazida noch einige Male angehalten und sich ausgeruht, waren sie das wirklich. Der Wald schloß sich über ihnen, hohe, alte Tannen mit geraden grauen Stämmen, von denen wie von den Aesten graugrüner Bart hing. Zuweilen lag ein moosübersponnener Block im Gestämme, zuweilen tat sich eine Höhle auf. Der Wald wurzelte auf Trümmern eines eingestürzten Berges.

Als sie die Lichtung, in welcher Brosi zu schlagen hatte, erreicht hatten, ließ Plazida sich auf einen Stein nieder, und er legte die Wegzehrung neben sie, die sie mitgebracht. Dann sprach er nicht mehr, maß den Baum, der ihm verfallen war, und machte sich gleich an die Arbeit. Weit stemmte er das Bein vor und schwang die Axt. Eine Wucht ohnegleichen lag in der Haltung seiner Gestalt und in seinem mächtig ausholenden Streiche. Die Axt fuhr schmetternd in den Stamm, und dieser erzitterte bis hinauf an die Krone, wenn sie traf.

„Du bist schon stark, du," sagte Plazida bewundernd, als er einmal innehielt.

Da lachte er vergnügt; er war noch nicht viel gelobt worden.

Sie schaute sich indessen um, und die Ruhe, die ringsum sie war, tat ihr wohl. Wenn sie den Blick erhob, sah sie die Kronen der Tannen wogen wie Wellen; denn der Wind warf sie hin und her und riß für Plazida bald da, bald dort die Aussicht auf ein Stücklein Himmel frei. „Ich bin doch froh, daß ich gekommen bin," sagte sie.

Anfänglich sah sie den Himmel noch blau, aber während das Wiegen der Baumkronen immer heftiger wurde und der Sturm im Walde ein Rauschen und Brausen begann, das sie, da sie geschützt saß, mit staunender Freude hörte, gewahrte sie, daß der Wolken immer mehr wurden und über die weißen schwarze und braune quollen, düster und wild wie Brandgewölk. Sie wollte Brosi darauf aufmerksam machen, getraute sich aber nicht recht, weil sie die Gewitterangst in sich spürte und sich ihrer schämte. Endlich sagte sie doch zaghaft und atemlos: „Sollten wir nicht heimgehen? Es zieht ein Wetter auf."

„Fürchtest du dich?" fragte er, ohne sie auszulachen; er staunte auch ihre Furcht als etwas Fremdes an, wie er sie selbst immer als eine Art Wunder ansah. „Du brauchst nicht Angst zu haben," beruhigte er sie dann. „Wenn wir dort unter den Felsen treten, sind wir sicher genug."

Unweit der Stelle, wo er arbeitete, erhob sich aus dem Walde ein Block, der so überhing, daß zwei Menschen sich wohl vor Regen und Sturm dort bergen konnten.

Sie gab sich zufrieden und schaute ihm wieder eine Weile zu. Da fuhr ein blendendes Licht durch den schwül gewordenen Wald. Der Donner krachte. (Schluß folgt.)

Friedhofkunst.*

Von Hermann Röthlisberger, Bern.

Sie kennen gewiß den „alten Geiger", eine der schönen Radierungen von Albert Welti? Ihn, der Zwiesprache hält auf dem Grabe seiner längst Verstorbenen, den hell erleuchteten Grabstein mit dem Konterfei seiner Getreuen neben ihm. Ueber dem einsam Andächtigen die klare Sommernacht. Immer werde ich in diesem Beschauen an ein Erlebnis früherer Jahre erinnert. Mein Weg führte mich sehr oft über einen Friedhof an einer alten Kirche vorbei. Der Kirchhof wurde als Begräbnisstätte nicht mehr benutzt, war deshalb größtenteils mit Rasen bedeckt. Nur hie und da ein wackliges Kreuz, ein bemooster Stein, an der Kirchenmauer schöne Platten eingelegt, Bäume, Sträucher, der sorgfältigen Jugendpflege des Gärtners entwachsen, da und dort noch ein gepflegtes Grab, ein Gedenken durch lange Jahre hindurch. Eines unter diesen, dicht an der Mauer, fiel mir auf. Ohne jegliche Einfriedigung, ein bunter Farbenfleck inmitten grünem Rasen. In stetem Wechsel mit den Schwestern jenseits der Mauer waren es im ersten Märzengrün Schneeglöckchen, etwas später Primeln in schönem Gelb, Rotbraun, Blau, mit dem Sommer Glockenblumen oder Geranien unter Reseda, niedere, weiße, rötlich angehauchte Astern dann, wenn nach kurzen Sonnenblicken die Fröste mählich übers Land gegangen. Und dieser Schmuck reichte in die Tage hinein bis weit hinter Allerseelen. Ueber das Beet beugte sich ein hagerer Rosenstrauch, Moosrosen waren es; jene ungekünstelten kleinen, roten Rosen mit dem winzigen Moos lustig auf Stiel und Kelchblätter zerstreut. Dahinter ein kleines Schiefertäfelchen in der Fläche der alten Mauer, das in einfachen, eingegrabenen Buchstaben nur den einen Namen, „Aenni" trug. Ein Wort, warum denn mehr? Wer all die Jahre hindurch der Blumen so treulich wartete, das möchten Sie wissen? Ich kam früh morgens durch den Friedhof, eh kaum der Nebel aus den Sträuchern geflohen, ein anderes Mal etwas später, wenn der lange Zeiger in der Mittagssonne glitzerte, die beiden Schallöcher oben wie zwei verschlafene Augen über Land blickten, dann wieder gegen Abend. Einmal habe ich ihn gesehen, nur einmal, beim Vernachten. Ein kleines schitteres Männchen, mit etwas gebeugtem Rücken, einige gelbe Haare vom Alter verwaschen in einem Kranz um das kahle Haupt, den Bart nochmals als Kranz unter dem Kinn hervor. So trippelte er um das Grab, bückte sich tief, versetzte einige der Blumen mit einer Sorgfalt, als ob er Diamanten in Uhren legte, begoß sie hernach, eins ums andere, jedes wohl nach seinem Bedürfnis. Sichtlich atmete er auf, sah wohlgefällig hin, sie lohnten es ihm auch, die Blumen seiner Liebe. Er entfernte sich durch das nahe Tor, die Nacht war ganz herabgesunken.

Und dieses Bild trage ich in mir, ich sehe es heute nach

* Aus dem „Schweizer-Heimkalender 1912".